



ICH HABE EINEN NAMEN

EINE GESCHICHTE ÜBER MACHT,
SEXUALITÄT UND SELBSTBESTIMMUNG

CHANEL
MILLER



Chanel Miller
Ich habe einen Namen

Das Buch

»An alle Mädchen da draußen: Ich bin bei euch. In den Nächten, in denen ihr euch einsam fühlt: Ich bin bei euch. Wenn jemand euch anzweifelt oder abtut: Ich bin bei euch. Ich habe jeden Tag für euch gekämpft. Hört ihr also auch nicht auf zu kämpfen, ich glaube euch. Wie die Autorin Anne Lamott einst schrieb: ‚Leuchttürme rennen nicht kreuz und quer über die Insel, um nach Booten Ausschau zu halten, die sie retten können; sie stehen einfach da und leuchten.‘ Ich kann zwar nicht jedes Boot retten, aber ich hoffe, dadurch, dass ich heute hier gesprochen habe, konntet ihr ein wenig vom Licht in euch aufnehmen, das leise Wissen, dass ihr nicht zum Schweigen gebracht werden könnt, die leise Befriedigung darüber, dass der Gerechtigkeit Genüge getan wurde, die leise Gewissheit, dass wir weiterkommen, und das lautstarke Wissen, dass ihr bedeutend seid, und das ist unbestreitbar, ihr seid unantastbar, ihr seid wunderschön, ihr sollt geschätzt werden und respektiert, ohne jeden Zweifel, jede Sekunde an jedem Tag, ihr seid stark, und das kann euch niemand nehmen.«

Das ergreifende Memoir einer jungen Frau, deren Fall weltweit für Aufsehen sorgte und die Gesetzeslage in Kalifornien änderte.



Die Autorin

Die Künstlerin und Autorin Chanel Miller, geboren 1993 in Palo Alto, studierte am College of Creative Studies an der University of California. Sie lebt in San Francisco.

Die Übersetzer

Yasemin Dinçer, Hannes Meyer und Corinna Rodewald studierten gemeinsam Literaturübersetzen in Düsseldorf und übersetzen seit über zehn Jahren Romane und Sachbücher aus dem Englischen und Französischen ins Deutsche.

Chanel Miller

Ich habe einen Namen

Eine Geschichte über Macht,
Sexualität und Selbstbestimmung

Aus dem Amerikanischen
von Yasemin Dinçer, Hannes Meyer
und Corinna Rodewald

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *Know my Name*
bei Viking, Penguin, New York.
Emily Does (alias Chanel Millers) Erklärung
vor Gericht (*Victim Impact Statement*)
wurde am 3. Juni 2016 auf BuzzFeed News veröffentlicht.



ISBN: 978-3-550-20080-9

© 2019 Chanel Miller
© der deutschen Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2019
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Aylin LaMorey-Salzmann
Gesetzt aus der Granjon LT Std
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

mom dad tiffy



Einleitung

Die Tatsache, dass ich statt Subpoena, das englische Wort für Zwangsvorladung, *Suhpeena* geschrieben habe, mag nahelegen, dass ich nicht qualifiziert bin, diese Geschichte zu erzählen. Aber alle Gerichtsprotokolle sind öffentlich zugänglich, alle Artikel online verfügbar. Das hier ist nicht die absolute Wahrheit, aber es ist meine, und ich habe sie erzählt, so gut ich kann. Wenn ihr sie durch meine Augen und Ohren erfahren wollt und wissen wollt, wie sie sich in meinem Inneren anfühlte, wie es ist, sich während einer Gerichtsverhandlung auf der Toilette zu verstecken, dann kann ich das bieten. Ich gebe, was ich kann, ihr nehmt euch, was ihr braucht.

Im Januar 2015 war ich zweiundzwanzig Jahre alt und lebte und arbeitete in meiner Heimatstadt Palo Alto in Kalifornien. Ich ging auf eine Party auf dem Campus der Stanford University. Ich wurde draußen auf dem Boden Opfer eines sexuellen Übergriffs. Zwei Unbeteiligte sahen es, brachten ihn zum Aufhören und retteten mich. Mein altes Leben verließ mich und ein neues fing an. Ich bekam einen neuen Namen, um meine Identität zu schützen: Ich wurde zu Emily Doe.

In dieser Geschichte werde ich den Verteidiger *den Verteidiger* nennen, den Richter vorwiegend *den Richter*. Sie stehen hier für die Rollen, die sie gespielt haben. Das hier ist keine persönliche Anklage, keine Retourkutsche, keine schwarze Liste, kein erneuter Prozess. Ich glaube daran, dass wir alle mehrdimensionale Wesen sind, und es war verletzend, vor Gericht als eindimensional dargestellt, abgestempelt, falsch etikettiert und diffamiert zu werden. Daher werde ich ihnen nicht dasselbe antun. Brocks Namen werde ich verwenden, aber im Grunde könnte er auch Brad oder Brody oder Benson lauten, er tut nichts zur Sache. Es geht hier nicht um ihre individuelle Bedeutung, sondern um ihre Gemeinsamkeit, um all die Personen, die ein kaputtes System aufrechterhalten. Das hier ist ein Versuch, den Schmerz in meinem Inneren zu transformieren, der Vergangenheit ins Auge zu sehen und eine Möglichkeit zu finden, mit diesen Erinnerungen zu leben und sie zu integrieren. Ich möchte sie hinter mir lassen, um nach vorn zu schauen. Während ich ihre Namen größtenteils ungenannt lasse, nenne ich nun endlich meinen eigenen Namen.

Ich heiße Chanel.

Ich bin ein Opfer. Ich habe kein Problem mit diesem Wort, lediglich mit der Vorstellung, es sei alles, was ich bin. Allerdings bin ich nicht *Brock Turners Opfer*. Von ihm bin ich gar nichts. Ich gehöre ihm nicht. Außerdem bin ich Halbchinesin. Mein chinesischer Name lautet Zhang Xiao Xia, was so viel bedeutet wie *Kleiner Sommer*. Ich wurde aus den folgenden Gründen Sommer genannt:

Ich wurde im Juni geboren.

Xia ist außerdem Chinas erste Dynastie.

Ich bin das erste Kind.

»Xia« klingt wie »Sha«.

Chanel.

Das FBI definiert jede Form von Penetration als Ver-

gewaltigung. In Kalifornien wird jedoch lediglich der Akt des Geschlechtsverkehrs als Vergewaltigung definiert. Lange unterließ ich es, ihn als Vergewaltiger zu bezeichnen, da ich Sorge hatte, jemand könnte mich korrigieren. Juristische Definitionen sind wichtig. Meine sind es auch. Er hat eine Öffnung meines Körpers mit seinen Händen gefüllt. Meiner Ansicht nach wird er nicht von der Bezeichnung freigesprochen, nur weil ihm nicht genügend Zeit blieb.

Das Traurigste an Fällen wie diesem sind neben den Verbrechen selbst die erniedrigenden Dinge, die die Betroffene über ihr eigenes Wesen zu glauben beginnt. Diesen Glauben möchte ich zerstören. Ich schreibe *die Betroffene*, aber ob ihr nun ein Mann seid, Transgender, euch weder als männlich oder weiblich betrachtet, oder wie auch immer ihr euch identifizieren und in dieser Welt existieren möchten, wenn euer Leben von sexueller Gewalt berührt wurde, dann möchte ich euch beschützen. Und ich hoffe jenen, die mich Tag für Tag aus der Dunkelheit gehoben haben, hiermit Danke sagen zu können.

Wenn du deinen Namen kennst, dann solltest du ihn festhalten, denn wenn er nicht niedergeschrieben und erinnert wird, dann wird er mit dir sterben.

Toni Morrison, Solomons Lied

Am Anfang war ich so jung und mir selbst so fremd, dass ich kaum existierte. Ich musste in die Welt hinausgehen, sie sehen und hören und auf sie reagieren, um überhaupt zu wissen, wer ich war, was ich war und was ich sein wollte.

Mary Oliver, Upstream

... es ist unsere Pflicht, etwas zu bedeuten.

Alexander Chee

1.

Ich bin schüchtern. In einem Theaterstück an der Grundschule über eine Safari waren alle anderen Kinder Tiere. Ich war Gras. Ich habe noch nie in einem großen Hörsaal eine Frage gestellt. In jedem Fitnesskurs findet man mich versteckt in der Ecke. Ich entschuldige mich, wenn man mich anrempelt. Ich nehme jedes Flugblatt mit, das man mir in die Hand drückt. Ich schiebe meinen Einkaufswagen immer zurück an seinen Platz. Wenn im Café auf der Theke keine Kaffeesahne mehr steht, trinke ich meinen Kaffee schwarz. Wenn ich bei jemandem übernachte, sieht die Bettdecke danach wie unberührt aus.

Ich habe noch nie eine Geburtstagsparty geschmitten. Ich ziehe eher drei Pullover übereinander, ehe ich darum bitte, die Heizung aufzudrehen. Ich habe kein Problem damit, bei Brettspielen zu verlieren. Ich stopfe meinen Geldbeutel wahllos mit Münzen voll, um die Kassenschlange nicht aufzuhalten. Als Kind wollte ich ein Maskottchen werden, wenn ich groß bin, um frei tanzen zu können, ohne gesehen zu werden.

Als einziges Kind meiner Grundschule wurde ich zwei Jahre in Folge zur Konfliktmanagerin gewählt und mein

Job bestand darin, in jeder Pause in einer grünen Weste über den Schulhof zu patrouillieren. Kinder mit unlösbarer Streitigkeiten kamen zu mir und ich brachte ihnen Ich-Botschaften bei, wie etwa: *Ich fühle ___, wenn du ___.* Einmal kam ein Mädchen aus dem Kindergarten zu mir und beklagte sich, alle anderen bekämen zehn Sekunden auf der Reifenschaukel, aber wenn sie schaukelte, zählten die Kinder *ein Hund, zwei Hund, drei Hund*, und wenn die Jungen schaukelten, zählten sie *ein Rhinoceros, zwei Rhinoceros*, um länger dran zu sein. Ich erklärte, von diesem Tag an sollten alle *ein Tiger, zwei Tiger* zählen. Ich habe mein ganzes Leben lang in Tigern gezählt.

Ich stelle mich hier vor, da ich in der Geschichte, die ich erzählen werde, zunächst weder Namen noch Identität habe. Keine typischen Charakterzüge oder Verhaltensweisen. Ich wurde als halb nackter Körper aufgefunden, allein und bewusstlos. Ohne Geldbörse oder Ausweis. Die Polizei wurde gerufen, ein Studiendekan von Stanford wurde geweckt und dazugeholt, um zu sehen, ob er mich erkannte, Zeugen wurden befragt, aber niemand wusste, zu wem ich gehörte, wo ich herkam, wer ich war.

Meine Erinnerung sagt mir so viel: Am Samstag, den 17. Januar 2015 lebte ich im Haus meiner Eltern in Palo Alto. Meine jüngere Schwester Tiffany, die im dritten Jahr an der Cal Poly studierte, war für das lange Wochenende drei Stunden die Küste heraufgefahren. Normalerweise verbrachte sie ihre Zeit zu Hause mit Freundinnen, aber gelegentlich schenkte sie auch mir etwas von dieser Zeit. Am späten Nachmittag holten wir gemeinsam ihre Freundin Julia ab, die an der Stanford University studierte, und fuhren ins Arastradero Preserve, um zuzusehen, wie die Sonne ihr tiefes Gelb über die Hügel fließen ließ. Der Himmel verdunkelte sich, wir machten bei einer Taqueria halt. Wir führten eine hitzige Debatte darüber, wo Tauben schlafen,

und erörterten, ob mehr Menschen Klopapier zu Rechtecken falteten (ich) oder es einfach zerknüllten (Tiffany). Tiffany und Julia erwähnten eine Party der Kappa-Alpha-Studentenverbindung auf dem Stanford-Campus, auf die sie am Abend noch gehen würden. Ich hörte nur halb zu, während ich grüne Salsa in einen winzigen Plastikbecher löffelte.

Später an jenem Abend kochte mein Vater Broccoli und Quinoa, und wir erschauderten, als er es uns als *Qwee-noah* präsentierte. *Es heißt Keen-wah, Dad, wie kannst du das denn nicht wissen!!* Wir aßen von Pappzellern, um nicht abwaschen zu müssen. Zwei weitere Freundinnen von Tiffany, Colleen und Trea, stießen mit einer Flasche Sekt zu uns. Die drei waren später mit Julia auf dem Stanford-Campus verabredet. Sie sagten: *Komm doch mit.* Ich fragte: *Soll ich mitkommen, wäre es lustig, wenn ich mitkomme?* Ich wäre dort die Älteste. Ich ging duschen und sang dabei. Durchwühlte Sockenknäuel auf der Suche nach Unterwäsche und fand schließlich in einer Ecke ein ausgeleiertes getupftes Stoffdreieck. Ich zog ein enges anthrazitgraues Kleid an. Darüber eine schwere silberne Kette mit winzigen roten Schmucksteinen. Eine hellbeige Strickjacke mit großen braunen Knöpfen. Ich setzte mich auf meinen braunen Teppich, um meine kaffeebraunen schweren Stiefel zuschnüren, das noch nasse Haar hochgebunden.

Die Tapete in unserer Küche ist blau-gelb gestreift. An der Wand stehen eine alte Uhr und Holzschränke, am Türrahmen ist unser Wachstum über die Jahre verzeichnet (mit einem kleinen Schuhsymbol neben den Daten, an denen wir welche trugen, während wir gemessen wurden). Hinter den Schranktüren fanden wir lediglich Whiskey, zum Mischen standen im Kühlschrank nur Sojamilch und Limettensaft. Unsere einzigen Schnapsgläser stammten von Familienurlauben, *Las Vegas, Maui*, als Tiffany und ich

sie noch als kleine Becher für unsere Stofftiere sammelten. Ich trank den Whiskey pur, ohne jedes schlechte Gewissen und reichlich, so wie man vielleicht sagen würde: *Klar komme ich mit zur Bar-Mitzwa deiner Cousine, aber nur, wenn ich dabei betrunken sein darf.*

Wir baten unsere Mutter, uns vier nach Stanford zu bringen, sieben Minuten mit dem Auto über den Foothill Expressway. Stanford war mein Hinterhof, meine Community, eine Brutstätte für die billigen Nachhilfelehrer, die meine Eltern über die Jahre anheuerten. Ich bin auf diesem Campus aufgewachsen, habe Ferienlager in Zelten auf dem Rasen besucht, mich mit den Taschen voller Chicken Nuggets aus der Mensa geschlichen, mit Professorinnen und Professoren zu Abend gegessen, die die Eltern von guten Freundinnen waren. Meine Mutter ließ uns in der Nähe der Buchhandlung von Stanford aussteigen, wohin sie uns an manch verregneten Tagen für eine Tasse heißen Kakao und Madeleines gebracht hatte.

Wir liefen fünf Minuten den gepflasterten Hang hinunter bis zu einem großen Haus, das hinter Kiefern versteckt stand. Ein Typ mit winzigen strichförmigen Barthaaren auf der Oberlippe ließ uns herein. In der Küche der Studentenverbindung machte ich einen Getränkespender für Limo und Saft ausfindig, begann auf die Knöpfe zu drücken und braute ein alkoholfreies Getränk zusammen, das ich als Dingleberry-Saft, Klabusterbeeren-Saft, bewarb. *Wir servieren nun Le Dinglebooboo, den Drink für die Lady! KA, KA all day.* Immer mehr Menschen strömten herein. Die Lichter gingen aus.

Wir standen wie ein Begrüßungskomitee hinter einem Tisch an der Eingangstür, breiteten die Arme aus und sangen: *Willkommen, willkommen, willkommen!!!* Ich beobachtete, wie die jungen Frauen eintraten, den Kopf fast bis zu den Schultern eingezogen, schüchtern lächelnd und

den Raum nach einem vertrauten Gesicht absuchend, an das sie sich heften konnten. Ich kannte diesen Blick, weil ich mich selbst einst oft genug so gefühlt hatte. Im College war eine Studentenverbindung ein exklusives Reich, das vor Lärm und Energie pulsierte, in dem die Kleinen untertänig jubelten und die großen Männchen herrschten. Nach dem College verwandelte sich eine Studentenverbindung dagegen in eine säuerlich riechende jugendliche Umgebung, in der dünne Plastikbecher verstreut herumlagen, man hören konnte, wie sich die eigenen Schuhsohlen von den klebrigen Fußböden schälten, der Punsch wie Farbverdünner schmeckte und am Rand der Toilettenschüssel gekringelte schwarze Haare klebten. Wir entdeckten eine große Plastikflasche mit Wodka auf dem Tisch. Ich drückte sie an mich, als hätte ich Wasser in der Wüste entdeckt. Du liebe Güte. Ich schüttete etwas davon in einen Becher und leerte ihn in einem Zug. Alle standen zusammengedrängt auf den Tischen und schwankten wie kleine Pinguine. Ich stand allein auf einem Stuhl, die Arme in der Luft, ein betrunkenes Stück Seetang, bis meine Schwester mir herunterhalf. Wir gingen nach draußen, um hinter die Büsche zu pinkeln. Julia und ich begannen freestyle zu rappen. Ich rappte über trockene Haut und kam ins Stocken, als mir nichts einfiel, was sich auf *Cetaphil* reimte.

Das Untergeschoss war voll, die Leute strömten hinaus in den Lichtkreis auf der Betonterrasse. Wir standen um ein paar kleine weiße Typen herum, die ihre Kappen falsch herum trugen, um keinen Sonnenbrand im Nacken zu bekommen, bei Nacht. Ich nippte an einem lauwarmen Bier, sagte, dass es nach Pissem schmeckte, und gab es meiner Schwester. Ich war gelangweilt, entspannt, betrunken und extrem müde, weniger als zehn Minuten entfernt von zu Hause. Ich war zu alt für das hier. Und an diesem Punkt wird meine Erinnerung schwarz, reißt die Filmrolle ab.

Ich glaube bis zum heutigen Tag, dass nichts von dem, was ich an jenem Abend tat, von Bedeutung ist, dass es sich lediglich um eine Handvoll austauschbarer Erinnerungen handelt. Aber diese Ereignisse werden unaufhörlich ausgegraben werden, wieder und wieder und wieder. Was ich getan habe, was ich gesagt habe, wird gedreht, gewendet, seziert und der Öffentlichkeit zur Beurteilung vorgelegt. All das, weil irgendwo auf dieser Party auch er war.

Es war zu hell. Blinzelnd erkannte ich verkrustete braune Blutflecken auf meinen Handrücken. Der Verband um meine rechte Hand hatte sich bereits gelöst, das Heftpflaster war abgenutzt. Ich fragte mich, wie lange ich schon dort war. Ich lag auf einem schmalen Bett mit einem Schutzgeländer aus Plastik auf beiden Seiten, eine Krippe für Erwachsene. Die Wand war weiß, der Boden glänzte. Irgend etwas schnitt tief in meinen Ellbogen, weißes Klebeband, das zu eng gewickelt war, um das die Haut meines Arms hervorquoll. Ich versuchte, meinen Finger darunter zu schieben, aber er war zu dick. Ich blickte nach links. Zwei Männer starrten mich an. Ein älterer Afroamerikaner in einer roten Stanford-Windjacke und ein Weißer in einer schwarzen Polizeiuniform. Ich ließ den Blick verschwimmen, und sie wurden zu einem roten und einem schwarzen Viereck, gegen die Wand gelehnt, die Arme hinter dem Rücken, als stünden sie schon seit einer Weile dort. Ich fokussierte sie wieder. Ihr Gesichtsausdruck war der, den ich aufsetze, wenn ich beobachte, wie ein alter Mensch die Treppe hinuntergeht: angespannt, jeden Augenblick mit einem Sturz rechnend.

Der Polizist fragte, ob es mir gut gehe. Als er sich über mich beugte, blieb sein Blick ganz fest, sein Gesicht verzog sich nicht zu einem Lächeln, seine Augen blieben rund und ruhig, zwei kleine Teiche. Ich dachte: *Ja, sollte es mir denn*

nicht gut gehen? Ich sah mich nach meiner Schwester um. Der Mann in der roten Windjacke stellte sich mir als ein Studiendekan von Stanford vor. *Wie heißen Sie?* Es machte mich nervös, dass sie so auf mich fokussiert waren. Ich fragte mich, weshalb sie nicht meine Schwester gefragt hatten, sie musste doch hier irgendwo sein. *Ich bin keine Studentin, ich bin nur zu Besuch*, sagte ich. *Ich bin Chanel.*

Wie lange hatte ich geschlafen? Ich musste zu betrunken geworden und in das nächste Gebäude auf dem Campus gestolpert sein, um meinen Rausch auszuschlafen. War ich gekrochen? Wie hatte ich mir die Hände aufgeschürft? Wer hatte mich mit seinem schäbigen Verbandskasten verarztet? Vielleicht waren sie verärgert, noch eine betrunkene Studentin, um die sie sich kümmern mussten. Wie peinlich, ich war zu alt für so etwas. Wie auch immer, ich würde sie von mir befreien, ihnen für die Liege danken. Ich ließ meine Augen durch den Flur wandern und fragte mich, hinter welcher Tür wohl der Ausgang war.

Sie fragten mich, ob sie jemanden anrufen könnten, um derjenigen Person mitzuteilen, dass ich hier sei. Wo denn hier? Ich gab ihnen die Nummer meiner Schwester und sah zu, wie der Mann in der Windjacke außer Hörweite ging, die Stimme meiner Schwester in ein anderes Zimmer mitnahm. Wo war mein Telefon? Ich tastete um mich herum in der Hoffnung, auf ein hartes Rechteck zu stoßen. Nichts. Ich schimpfte mich dafür, es verloren zu haben, ich würde noch einmal zurückkehren müssen.

Der Polizist wandte sich mir zu. *Sie sind im Krankenhaus, und es besteht Grund zur Annahme, dass Sie Opfer eines sexuellen Übergriffs wurden*, sagte er. Ich nickte langsam. Wie ernst dieser Mann war! Er musste da irgendetwas durcheinanderbringen, ich hatte auf der Party mit niemandem geredet. Brauchte ich eine Erlaubnis zum Gehen? War ich nicht alt genug, mich selbst zu entlassen? Ich nahm an,

irgendjemand würde hereinkommen und sagen: *Sie kann gehen, Officer*, und ich würde salutieren und mich auf den Weg machen. Mir war nach Brot und Käse.

Ich verspürte einen scharfen Druck im Bauchraum, ich musste pinkeln. Ich bat, auf die Toilette gehen zu dürfen, aber er verlangte, dass ich noch wartete, weil womöglich ein Urintest von mir benötigt würde. *Warum?*, dachte ich. Ich lag still da und unterdrückte meinen Harndrang. Endlich bekam ich die Erlaubnis. Beim Aufrichten bemerkte ich, dass mein graues Kleid sich um meine Taille bauschte. Ich trug eine mintgrüne Hose. Ich fragte mich, woher ich diese Hose hatte, wer ihr Zugband zu einer Schleife gebunden hatte. Verlegen ging ich zur Toilette, erleichtert, dem Blick der Männer entkommen zu sein. Ich schloss die Tür.

Ich zog meine neue Hose herunter, die Augen halb geschlossen, und wollte auch meine Unterhose herunterziehen. Ich strich mit den Daumen über die Seiten meiner Oberschenkel, berührte jedoch nur Haut, bekam keinen Stoff zu fassen. Seltsam. Ich wiederholte die Bewegung. Ich legte die Hände flach an die Hüften, rieb mit den Handflächen meine Oberschenkel entlang, als ob die Unterhose plötzlich auftauchen würde, rieb und rieb, bis Hitze entstand, dann hielt ich die Hände still. Ich blickte nicht nach unten, blieb einfach nur halb in der Hocke erstarrt stehen. Ich verschränkte die Arme über dem Bauch und stand halb vorgebeugt vollkommen regungslos da, konnte weder sitzen noch stehen, die Hose hing mir um die Knöchel.

Ich habe mich immer gefragt, weshalb Überlebende andere Überlebende so gut verstehen. Auch wenn die Angriffe auf uns sich im Detail unterscheiden, können zwei Überlebende einander in die Augen blicken und verstehen, ohne etwas erklären zu müssen. Vielleicht haben wir nicht die Einzelheiten des Übergriffs selbst gemeinsam, aber den

Moment danach, den ersten Augenblick, in dem man allein gelassen wird. Etwas entgleitet einem. Wo bin ich gewesen? Was wurde mir genommen? Es ist ein in Schweigen verschluckter Schrecken. Man wird abgetrennt von einer Welt, in der eben noch alles in Ordnung war. Dieser Augenblick besteht weder aus Schmerz noch aus Hysterie noch aus Weinen. In diesem Augenblick verwandelt sich dein Inneres in kalten Stein. Es ist die völlige Verwirrung gepaart mit dem Wissen. Vorbei ist der Luxus, langsam erwachsen zu werden. So beginnt das grausame Erwachen.

Ich ließ mich auf den Sitz nieder. Irgendetwas stach mir in den Nacken. Ich befühlte meinen Hinterkopf, spürte etwas Raues in meinem verknoteten Haar. Ich war kurz nach draußen gegangen, war dort etwas aus den Bäumen über mir gefallen? Alles fühlte sich falsch an, aber in mir drin verspürte ich eine gedämpfte Ruhe. Ein stiller, dunkler Ozean, glatt und unendlich weit. Da war auch Entsetzen, ich konnte es tief in meinem Inneren spüren; wie es sich dort bewegte und alles verschob, nass und trübe und schwer, aber an der Oberfläche sah ich nur ein Kräuseln. Die Panik kam auf wie ein Fisch, der kurz die Wasseroberfläche durchbricht, durch die Luft schnellt und dann wieder hineingleitet und alles still zurücklässt. Es war mir unbegreiflich, dass ich mich in einem sterilen Raum wiederfand, eine Toilette, keine Unterhose, allein. Ich würde den Polizisten nicht fragen, ob er zufällig wisse, wo meine Unterhose ist, da ein Teil von mir begriff, dass ich nicht bereit war, die Antwort zu hören.

Ein Wort kam mir in den Sinn: *Schere*. Der Polizist hat eine Schere benutzt, um meine Unterhose aufzuschneiden, da sich auf der Unterhose Vaginalkeime befinden, die getestet werden müssen, für alle Fälle. Das hatte ich im Fernsehen gesehen; wie die Sanitäter Kleidung durchschneiden. Ich stand auf und bemerkte Dreck auf dem Fußboden. Ich

strich mir die Hose glatt und band das Zugband zu zwei Hasenohren. Am Wasserhahn zögerte ich, da ich mir unsicher war, ob ich das Blut abwaschen durfte. Also tauchte ich nur die Fingerspitzen in den schmalen Strahl, tupfte Wasser auf meine Handflächen und ließ die dunklen Flecken auf meinen Handrücken unberührt.

Ich kehrte ebenso ruhig zurück, wie ich zuvor gewesen war, lächelte höflich und zog mich wieder hinauf in mein Gitterbett. Der Dekan erklärte, meine Schwester sei über meinen Aufenthaltsort informiert worden, und reichte mir seine Visitenkarte: *Wenn Sie jemals etwas brauchen, lassen Sie es mich wissen.* Er ging fort. Ich behielt die kleine Karte in der Hand. Der Polizist teilte mir mit, dass das SART-Gebäude erst am Morgen aufmachen werde. Ich wusste nicht, was das für ein Gebäude war, verstand lediglich, dass ich weiterschlafen solle. Ich legte mich flach auf den Rücken, aber es fühlte sich kalt und seltsam an, wir beide im grellen Licht. Ich war dankbar dafür, nicht allein zu sein, wünschte mir jedoch, er würde ein Buch lesen oder zum Getränkeautomaten gehen. Ich konnte nicht schlafen, während ich beobachtet wurde.

Eine Krankenschwester tauchte auf, warf einen Blick auf mich und wandte sich dann sofort an den Polizisten: *Wieso hat sie keine Decke?!* Er antwortete, er habe mir eine Hose gegeben. *Nun, holen Sie ihr eine Decke! Wieso hat ihr niemand eine Decke gegeben? Sie liegt hier ohne Decke!* Ich beobachtete sie, wie sie wild gestikulierte, nach mehr verlangte, so unnachgiebig darauf bestand, dass ich es warm hatte, sich nicht scheute, es zu fordern. Ich wiederholte es in meinem Kopf: *Jemand soll ihr eine Decke holen.*

Ich schloss die Augen nun zum zweiten Mal, ließ mich diesmal in die Wärme sinken. Ich war bereit, diesen chaotischen Traum hinter mir zu lassen, in meinem eigenen Bett aufzuwachen, unter meiner geblümten Steppdecke und

meinem Lampion aus Reispapier, während meine Schwester im Nebenzimmer schlief.

Ich wurde sanft angestupst, schlug die Augen auf und erblickte dieselbe Helligkeit, dieselben Decken. Vor mir stand eine Dame mit goldenem Haar in einem weißen Kittel, hinter ihr zwei weitere Frauen. Sie alle strahlten mich an wie ein Neugeborenes. Eine der Krankenschwestern hieß Joy, und ich deutete das als ein gutes Zeichen des Universums. Ich folgte ihnen aus der Tür auf einen kleinen Parkplatz. Ich fühlte mich wie eine verlotterte Königin, mit der Decke, die ich wie einen Samtumhang hinter mir herschleifte, flankiert von meinen Dienerinnen. Ich blickte mit zusammengekniffenen Augen in den Himmel, um die Uhrzeit auszumachen. Dämmerte bereits der Morgen? Wir betraten ein leeres einstöckiges Gebäude. Sie führten mich in ein Büro. Ich setzte mich in meinem Deckenhaufen auf ein Sofa und bemerkte auf einem Regal die Rückseiten der Ordner mit der Aufschrift SART. Darunter, mit schwarzem Permanentmarker geschrieben: *Sexual Assault Response Team*. Notfallteam für sexuelle Übergriffe.

Das waren sie also. Ich war lediglich eine Beobachterin, zwei Augen in einer beigefarbenen Leiche mit einem Nest aus verknotetem braunen Haar. Später an jenem Morgen sah ich zu, wie silberne Nadeln meine Haut durchstachen und blutige Wattestäbchen zwischen meinen Beinen hervorkamen, aber nichts davon brachte mich dazu, zusammenzuzucken, das Gesicht zu verzieren oder scharf Luft einzusaugen. Meine Sinne hatten sich abgeschaltet, mein Körper war eine Schaufelsterpuppe ohne Nerven. Ich verstand nur so viel: Den Damen in den weißen Kitteln konnte man vertrauen, also fügte ich mich jeder Anordnung und lächelte, wenn sie mich anlächelten.

Vor mich wurde ein Stapel Papiere gelegt. Mein Arm schlängelte sich zum Unterschreiben aus den Decken. Falls